

Barbara Handke

Bernadette
ändert
ihr Leben

Roman

Rowohlt Wunderlich

1. Auflage

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag,

Kirchenallee 19, 20099 Hamburg, August 2025

Copyright © 2025 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Satz aus der Adobe Garamond Pro

bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-8052-0121-6

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

produktsicherheit@rowohlt.de



Der Septembernachmittag war noch einmal warm geworden. Bernadette hatte das Rad genommen und den Weg über die Elbwiesen gewählt, um ihre Zeit im Freien auszudehnen. Jetzt rollte sie flussabwärts. Der breite, funkelnde Strom wälzte sich voran, wirbelte und perlte, und auf einmal wurde ihr bewusst: Auch sie musste in Fluss kommen, denn in ihrem eigenen Leben bewegte sich nichts. Es stockte. Schon wieder ging ein Sommer zu Ende, in dem alles auf erschreckende Weise beim Alten geblieben war, als wäre sie dazu bestimmt, einfach nur älter zu werden, ohne überhaupt sagen zu können, worauf sie ihre Zeit verwendet hatte. So konnte es nicht bleiben, dachte sie und trat kräftiger in die Pedale. Hier draußen blieb doch auch nichts stehen, nicht die Vögel, die sich gerade zu ihrem Flug ins Winterquartier verabredeten, nicht die Wassermassen, nicht einmal die Luft. Und Bernadette wurde bewusst, dass es an der Zeit war, etwas Neues zu beginnen.

Als sie das Café Glanz erreichte, sah sie durch die Scheibe schon ihre Freundin Lotta in der Sofaecke sitzen. Die winkte sie ungeduldig herein, denn sie mochte es nicht, wenn man sie warten ließ. Heute, das ahnte Bernadette, würde sie nicht von ihrer Aufbruchsstimmung erzählen können, und schon geriet ihre Anwendung am Fluss in

den Hintergrund. Sie sprach mit Lotta, als wäre nichts, suchte wie immer nach Gelegenheiten, mit ihr zu lachen, und ließ es zu, dass sich das Gespräch ihren üblichen Themen zuwandte. Erst kamen ihre Töchter an die Reihe – Lottas Alice (die Wohlgeratene) und Bernadettes Therese (die Problematische) –, dann die Arbeit in der Redaktion des *Paradieses* und schließlich, unausweichlich, die Liebe, der eigentliche Grund, warum sie sich trafen, hatten sie doch sonst niemand, mit dem sie ihren Kummer darüber teilen konnten, sie nicht gefunden zu haben. Woche für Woche saßen Bernadette und Lotta hier zusammen und bestätigten sich gegenseitig, welch ideale Partnerinnen sie für gut aussehende, charakterlich gefestigte Ärzte, Richter oder Manager abgeben würden; dann lachten sie, weil ihnen diese Klischees selbst ein bisschen peinlich waren, doch machten sie sich immer ein bisschen schön für den Anlass – Lotta trug heute ein raffiniertes Ohrgehänge und Bernadette ihre hohen Espadrilles –, um auf die erwartete schicksalhafte Begegnung vorbereitet zu sein.

Lotta zeigte auf Bernadettes Schuhe und sagte: «Apropos Spanien.» Dann rührte sie in ihrem Kaffee.

«Was ist mit Spanien?», fragte Bernadette, um die Erzählung in Gang zu bringen.

«Ich fahre hin. Wegen der Reportage über diese Wandteppiche aus Madrid.»

Bernadette nickte, denn in den Redaktionssitzungen des *Paradieses* war viel davon gesprochen worden.

«Die Schlüsenbuchter hat mich gebeten, im Oktober nach Madrid zu fahren, wenn die Arbeiten beendet werden. Sie hat sich entschuldigt, mich zu schicken, aber die anderen hätten kleine Kinder oder könnten kein Spanisch. Sie hat gefragt, ob ich auch länger bleiben würde, um nach

Themen Ausschau zu halten. Da habe ich extra widerwillig zugesagt, sonst überlegt sie es sich noch anders.»

«Du Glückliche», rief Bernadette, die auch gern gefragt worden wäre, aber in der Redaktion hatte sie dafür einen zu schweren Stand. Und Spanisch konnte sie auch nicht, sondern nur Englisch wie alle.

Sie stießen mit dem scheußlichen Schampus an, den das Café Glanz in handpolierten Gläsern servierte. Lotta bekam davon einen roten Kopf und Bernadette einen Schwips, weil sie keinen Alkohol auf leeren Magen vertrug.

Schon kippte Lottas Stimmung: «Alice ist erst fünfzehn und hat einen Freund», sagte sie.

«Therese hat doch auch einen», erwiderte Bernadette.

Dieses Thema war ebenfalls unausweichlich. Als sie es erfahren hatten und damit feststand, dass die natürliche Reihenfolge gestört war, weil ihnen ihre Töchter in Liebesdingen zuvorgekommen waren, hatten sie auch schon Schampus bestellt. Lotta hatte sich laut mit dem Gedanken getröstet, dass Alice zumindest die bessere Partie machen würde, hatte sie doch Aussicht auf wohl situierte Ärzte als Schwiegereltern, während Therese mit einer Kassiererin an der Supermarktkasse vorliebnehmen müsste. Dazu hatte Bernadette nichts gesagt, denn Ärzte schienen ihr im Krankheitsfall genauso unerlässlich wie Kassiererinnen im Normalfall, aber sie hatte Lotta den kleinen Snobismus nachgesehen.

«Selbst Anna-Rosa hat einen Mann!», rief Lotta nun. «Dabei plappert sie immerzu und taugt zu nichts anderem als zum Partygast. Sie spricht in Anglizismen! Neulich fand sie alles *riddlesome*! Trotzdem ist Alexander ganz begeistert von ihr.» Anna-Rosa war ihre gemeinsame Freundin, die

sie selbst sehr gern zu ihren Festen einluden, weil das Fest dann gut wurde. Und noch besser war es, von ihr eingeladen zu *werden*. Ihr großes Talent war das Feiern.

«Bei Anna-Rosa kann ich es verstehen, aber denk mal an Ewa: Ständig herrscht sie ihren Kasimir an und ruft ihm Befehle zu. Trotzdem liebt er nur sie», sagte Bernadette. Ewa war natürlich auch ihre gemeinsame Freundin, und sie herrschte auch Bernadette und Lotta an: «Keine Ausreden!», «Fang endlich an!», «Geht doch!», «Lass das!», «Finger weg!», «Bleib beim Thema!». Ewa war eben eine Wucht, und natürlich konnte Kasimir keine Frau finden, die einer Ewa ebenbürtig wäre.

Lotta war aber schon weiter, bei ihrer dritten gemeinsamen Freundin Lydia. «Wie hält Lars es nur aus, dass sie ständig Krankheiten vortäuscht! Als wirklich einmal ihr Bein gebrochen war – erinnerst du dich? –, hat sie den Gips vor sich hergetragen wie ein Schmuckstück. Da war sie überglücklich. Sie ist eine Hypochonderin, aber Lars macht sich Sorgen um sie, als stünde sie wirklich kurz vor dem Ende.» Doch Lydia war eben auch wunderschön. Und wenn man zu ihren Freunden zählte, hatte man Glück, denn wer krank war oder in irgendeine Not kam, konnte fest auf sie zählen. Dann stellte sie aufmunternde Blumen hin oder kochte etwas Gesundes mit mehreren Gängen (nicht immer, aber es war vorgekommen) und schlug die Kissen auf wie die Krankenschwester einer teuren Privatklinik, selbst dabei sehr ansehnlich, am Ende aber auch das Bettzeug.

«Was machen wir nur verkehrt?», fasste Bernadette das Problem zusammen. «Fehler haben wir doch auch.»

«Aber offenbar die falschen», sagte Lotta, und sie schwiegen betroffen. Sie fürchteten, weniger liebenswert zu sein als ihre Freundinnen, weder so gut gelaunt wie Anna-Rosa

noch so energisch wie Ewa und erst recht nicht so lieblich wie Lydia. Sie hatten Angst, für immer übrig zu sein.

«Wenn es so weitergeht, schaffe ich mir einen Hund an», sagte Lotta.

«Hast du erstmal einen Hund, findet sich auch ein Hundebesitzer», erwiderte Bernadette, um die Stimmung zu heben.

«Ich glaub nicht mehr richtig daran», entgegnete Lotta, die sehr tief in die Kissen gesunken war.

Jetzt trat auch noch die alte Dame ins Café, die ihre gesamte Konversation mit nur einer Frage bestritt, nämlich wie alt man sie schätze. Sie war achtzig, worüber man staunen sollte – nein wirklich, Sie sehen aus wie sechzig! –, und die Aussicht, einmal so zu werden, war so niederschmetternd, dass Bernadette und Lotta ihre Gläser stehen ließen und um die Rechnung baten. Der Alkohol am frühen Abend hatte sie näher an ihre Verzweiflung gebracht und ihre übliche Tapferkeit vertrieben. Eine späte Wespe entdeckte die Neige im Kaffeeglas und stürzte sich hinein, entschlossen zum Selbstmord, doch Bernadette fischte sie mit dem langen Löffel wieder heraus. Nein, so ging das nicht. Man musste schon durchhalten.

Auf dem Heimweg schob Bernadette das Rad durch die Dämmerung, diesmal über die Bürgersteige, die hier oft unbefestigt waren wie Parkwege. Das liebte sie doch, genauso wie den Dunst am Ende der Straße, für den sie keine Erklärung hatte: Die Stadt, sagte sie sich stattdessen, sah wohl einfach gern so aus wie eine alte Fotografie. Wie gut, dass sie zufällig aus Dresden war, das hätte sie schlechter treffen können, und als ihr Mietshaus in Sicht kam, fand sie, dass es auch daran kaum etwas auszusetzen gab, so gelb getüncht,

wie es war, mit seinen begrünten Balkonen, dem Kinderwagen im Eingang und den Nachbarn, die füreinander Pakete annahmen. Nur dass sie hier mit Patrick gewohnt hatte, als sie noch heile Familie spielten und in diese Welt passten. Seit er ausgezogen war, kam sich Bernadette wie eine Hochstaplerin vor, hinter deren Wohnungstür in Wahrheit niemand wartete, ausgenommen das Meerschwein Pepino, das Therese mit neun Jahren als Pferdeersatz bekommen hatte. Jetzt mit vierzehn interessierte sie sich kaum noch für das Tier und auch nicht für ihre Mutter, und sie würde auf keinen Fall vor acht nach Hause kommen, zur spätesten zugestandenen Stunde unter der Woche.

Bernadette schaltete das Küchenlicht ein und überlegte, wie ihr Neuanfang aussehen könnte. Sie könnte sich auch einen Hund anschaffen wie Lotta, weil Pepino zu wenig Interesse an menschlicher Gesellschaft zeigte. Oder sie könnte selbst eine Weile ins Ausland gehen, für einen Sprachaufenthalt vielleicht oder einfach, um den automatischen Durchlauf der Dinge zu unterbrechen. Zur Reanimation sozusagen. Ihr fehlte etwas, das hatte sie am Fluss so tief empfunden, und es ging um weit mehr als einen neuen Partner. Die Lücke war längst viel größer, als sie vor der Freundin zugegeben hätte.

Das Telefon summt. Es war Therese.

«Mama, setz dich mal hin, ich habe dir etwas Wichtiges zu sagen.» Sie klang aufgeregt.

«Wenn es wichtig ist, warum reden wir am Telefon darüber? Komm nach Hause, ich bin da.»

«Dann traue ich mich nicht mehr.»

«Und am Telefon traust du dich?»

«Leo sitzt neben mir und sagt, ich soll es dir endlich sagen.»

«Und was?»

Am anderen Ende der Leitung Schweigen, aber Bernadette hörte Leo und Therese im Hintergrund flüstern.

«Nun sag schon», versuchte sie es noch einmal.

«Ich ziehe zu Papa und Heidi.»

«Das geht nicht.» Das war Bernadettes erster Reflex. Und es ging ja tatsächlich nicht, weil sie dann ganz allein wäre und noch weniger von ihrem Leben übrig, weil sie die Wohnung aufgeben müsste.

«Papa ist einverstanden.»

«Mit ihm hast du wohl schon gesprochen?»

«Jetzt sei nicht gleich eifersüchtig. Es geht doch nur darum, dass ich mal in einer richtigen Familie leben will. Bei uns zu Hause passiert einfach nichts, und du bist so ein Kontrollator.»

«Dort kannst du auch nicht machen, was du willst.»

«Doch. Papa und Heidi haben nichts gegen das Tattoo, das du mir verbietest, und sie nörgeln nicht herum, nur weil ich den Müll nicht runterbringe.»

Therese wurde ungeduldig, teilte mit, das Gespräch mit Bernadette sei sinnlos, sie werde auf jeden Fall umziehen und sich nicht länger erklären. Dann legte sie auf.

Weder um acht noch um neun war sie zu Hause, und sie ging auch nicht ans Telefon. Bernadette rief Leos Eltern an, doch dort war ihre Tochter nicht; sie überwand sich und rief Patrick an, und ja, da war sie. Es war ihm nicht eingefallen, ihr Bescheid zu sagen, doch erschien ihm der Moment geeignet, ihr eine Belehrung mitzugeben: «Klammere nicht so und respektiere Thereses Wunsch», während Heidi aus dem Hintergrund rief: «Hat Therese ihr nicht gesagt, dass sie heute hierbleibt?»

Nach diesem Gespräch war Bernadette übel, vielleicht,

dachte sie, als Spätfolge des schlechten Schampus, doch wahrscheinlich wegen Patrick und seiner bescheuerten Heidi. Sie waren irgendwie unverdaulich. Bernadette würde gern alles loswerden, was die beiden betraf, wäre gern nicht mehr die Frau, die betrogen worden war, bevor man sie stehen ließ, und noch lieber hätte sie auf die Erfahrung verzichtet, plötzlich alleinerziehend zu sein und ihrer Tochter erklären zu müssen, warum ihr Vater so wenig von sich hören ließ. Er hatte mit Heidi gleich ein weiteres Kind bekommen und – vom Glück und Chaos seines neuen Lebens abgelenkt – nicht viel Zeit für Therese übrig. Nun war sie ihm wieder eingefallen, woraus er den Schluss zu ziehen schien, dass Therese doch eigentlich zu ihm gehörte. Er stufte Bernadette abermals herunter, als wäre sie bisher nur eine Unterhaltsempfängerin gewesen, der man bei Bedarf kündigen konnte.

Jetzt fühlte sie sich so, wie sie von den anderen gesehen wurde, und konnte keinen Widerstand dagegen aufbringen. Wahrscheinlich war sie wirklich eine Mutter, die nicht loslassen konnte, und der einzige Mensch in dem Gefüge, auf den es nicht ankam, dessen Interessen, Anliegen und Gefühle getrost ignoriert werden konnten. Zu gern hätte sie das *Große Gericht* angerufen, das endlich für Gerechtigkeit sorgen sollte, doch hatte es leider noch keinen einzigen ihrer zahlreichen Anträge bearbeitet. Als Ersatz für alles, was Trost spenden konnte, holte sie Pepino aus seinem Käfig, dem das nicht gefiel, und ließ sich auf das Sofa fallen. Das resignierte Meerschwein auf dem Bauch, schaltete sie den Fernseher ein und sich selbst aus; zum Glück lief eine romantische Komödie, in der eine Galeristin ein Haus am Meer erbte und dort ihre neue Liebe fand, einen gepflegten Herrn ihres Alters, der insbesondere ihr gutes Herz und

ihr ausgeprägtes Helfersyndrom zu schätzen wusste. Bernadette dachte: Meinetwegen, Hauptsache Liebe. Und weil ihr in letzter Zeit immer schnell die Tränen kamen und weil dies kein guter Tag gewesen war, weinte sie sich in den Schlaf. Da nahm Pepino Reißaus, um in seinen Käfig zurückzuklettern.

Bernadette ging zur Arbeit, obwohl sie sich lieber verkrochen hätte. Die ganze Woche wartete sie auf das nächste Treffen im Café Glanz, um endlich über alles reden zu können, doch sagte Lotta die Verabredung kurzfristig ab, weil sie sich einen Hund anschauen wollte. Wenn sich die beiden in der Redaktion begegneten, war Lotta kurz angebunden und verriet nur, sie suche noch. Bernadette wäre gern in die Suche einbezogen worden. Auch in der Woche darauf ließ Lotta das Café Glanz ausfallen, diesmal wegen einer anderen Verabredung, und Bernadette ärgerte sich, weil Lotta schon mit ihr verabredet gewesen war.

Stattdessen traf sie Lydia. Die lag krank auf dem Sofa, bat Bernadette, den Tee einzuschenken, berichtete von dem atypischen Erreger, der ein Eigenleben in ihrem Körper führte und sich nur mit äußerster Geduld vertreiben ließ. Mal könne sie nur unscharf sehen, sagte sie, mal tue der Herzmuskel weh, und immer sei sie schlapp. Lars müsse alles allein machen, denn sie sei in ihrem Zustand wirklich keine Hilfe. Lydia machte es vor: den zarten Arm heben und plumpsen lassen. Bernadette machte es nach: Ihr Arm war weniger zart, aber genauso schlapp. Lydia diagnostizierte ihr ein Burnout.

Nach diesem Besuch glaubte Bernadette für ein paar Stunden an das Burnout, und erschöpft war sie ja wirklich. Doch dieser Glaube verflüchtigte sich bald, weil sie

keinen Lars als Pfleger hatte, sodass sie wieder nur in ihrer ganz normalen Lebenskrise steckte, dem Zustand also, den sie seit Jahren bewohnte. Durch die Scheidung war ihr das Gefühl der Krise vertraut, aus der Zeit vor, während und nach der Trennung von Patrick. Nach der Trennung hatte sie sich eine neue Partnerschaft gewünscht, aber die ließ nun schon sechs Jahre auf sich warten. Wie lange würde «nach der Trennung» noch dauern? Könnte jetzt nicht die Zeit «vor etwas Neuem» sein? Das war ein Gedanke, der sich gut anfühlte. Wie ein Fenster in einem klimatisierten Hotel, das sich aus Versehen öffnen ließ.

Bernadette ging früh in die Redaktion, um den anderen zuzuvorkommen. Seit sie keinen Text mehr schreiben konnte, war sie beim *Paradies* nicht mehr Journalistin, sondern das Mädchen für alles. In der Küche klebten die Haftnotizen mit ihren Arbeitsaufträgen, manche mit vorausseilendem Dank und Herzchen, die meisten ohne; manche auch mit Ausrufezeichen, die dreieckig umrandet waren wie Verkehrsschilder. Bevor sie sich ansah, was ihr aufgetragen war, räumte sie die Spülmaschine mit den Kaffeetassen aus, die sie am Vortag eingeräumt hatte. Dann erst stellte sie sich der Aufgabenliste: Heute sollte sie staubsaugen, weil die Reinigungskraft im Urlaub war, und den Konferenzraum für acht Personen vorbereiten; sie sollte Lottas Text Korrektur lesen und die Fahrtkosten endlich (Ausrufezeichen im Dreieck) abrechnen. Für die Bildredaktion, wo sie eine Art Assistentin der Assistenz geworden war, sollte sie drei Bilder bearbeiten; dies dringend vor der Konferenz mit den acht Personen, weil der Artikel dort besprochen werden sollte. Bestimmt, dachte Bernadette, würde man sie auf der Sitzung beim Einschenken des Kaffees lächelnd nach ihrer

Meinung fragen, und niemand würde zugeben, dass ihre Vorschläge am Ende alle angenommen wurden, denn sie hatte sich ihren Blick für Licht, Ausschnitte und die Dramaturgie von Fotostrecken bewahrt, sollte hier aber nichts zu entscheiden haben. Für die Fotos wurde das Magazin gekauft. Es nannte sich *Paradies*, weil es seine Leser an Orte führte, an denen sie lieber wären als in der Realität; es präsentierte ihnen Kunst und Kunsthandwerk zum Erwerben, sofern sie reich genug dafür waren, aber auch gepflegte oder leicht verwilderte Gärten, Kleidung aus edlen Stoffen und raffinierte Gerichte. Für den Anschein von höherer Bildung gab es eine Bücherecke und eine Kolumne über die Geschichte von Alltagsgegenständen. Solche Sachen eben.

Nur Bernadettes Leben war nicht mehr so paradiesisch, seit sie nicht mehr schreiben konnte. Früher hatte sie ihren eigenen Schreibtisch neben Lottas gehabt, an deren Bürotür auch Bernadettes Name gestanden hatte, ein Name, unter dem Artikel über Kunst und Kunsthandwerk erschienen, lauter Texte, für die auch sie zum Recherchieren an interessante Orte gefahren war. Man hatte sie mit ihrem gesamten Vornamen angesprochen, während sie jetzt nur noch Dette war. Dette verdiente weniger als Bernadette, doch die Schlüsenbuchter hatte ihr den neuen Vertrag wie eine gute Tat angeboten. Offenbar wollte sie Bernadette nicht ganz aufgeben, denn sie kannte die Abläufe in der Redaktion und war für verschiedene allfällige Aufgaben noch zu gebrauchen. Und natürlich, unausgesprochen, weil Bernadette *den Blick* hatte.

Sie machte sich an die Arbeit. Erst staubsaugen, damit die anderen sie nicht beim Putzen sahen; dann schnell die Papierkörbe geleert und Glück gehabt, niemand kam vor

neun – sie würden sie bei der Bildbearbeitung antreffen. Die Assistenz der Leitung der Bildredaktion tauchte zuerst auf, schaute Bernadette über die Schulter, verlangte Änderungen, und zwar: «heller»; Lotta rief Bernadette ein Hallo über den Flur zu und verschwand in ihrem, früher ihrem gemeinsamen Büro; die Schlüsenbuchter gab sich keine Mühe, ihren Ärger zu verbergen, weil der Tisch im Konferenzraum nicht vorbereitet war, aber die Bilder, rief Bernadette, waren die nicht dringender? Schlüsenbuchters Assistenz deckte nun den Tisch für acht und tat, als würde sie es Bernadette abnehmen. Dabei hätte Bernadette es *ihr* abgenommen, wenn Zeit dafür geblieben wäre.

Während der Fahrtkostenabrechnung überlegte sie, wann sie sich das nächste Mal krankmelden könnte. Denn statt zu schreiben, musste sie nun rechnen. Früher hatte sie gute Artikel geschrieben – genau bis zu dem Tag, an dem sie in die Bahnhofsbuchhandlung getreten war, um auf einen verspäteten Zug zu warten, wo sie zufällig Patrick und Heidi entdeckte. Er hielt gerade die aktuelle Ausgabe des *Paradieses* in der Hand und las Bernadettes Artikel über Polstermöbel aus dem 18. Jahrhundert so komisch vor, dass er völlig absurd klang. Heidi fasste sich immer wieder an den Kopf, fand den Text «völlig schwachsinnig», Medienberufe an sich «asozial», und Patrick stimmte ihr zu. Die beiden wirkten tief verbunden in ihrer gemeinsamen Ablehnung von Bernadette und ihrer Arbeit. Die, seltsam genug, schloss sich in diesem Moment der vernichtenden Einschätzung an. Später hatte sie oft darüber nachgedacht, warum eigentlich, Patrick und Heidi waren doch nicht der Maßstab, auf ihre Meinung kam es doch gar nicht an! Aber vielleicht deckte sich das harte Urteil, das sie angehört hatte, mit ihren eigenen leisen Vorbehalten gegen die

künstliche Welt des *Paradieses*. Bis zu diesem Vorfall hatte Bernadette den Glauben aufrechterhalten können, gut genug zu schreiben und einem Beruf nachzugehen, an dem nichts auszusetzen war, doch nun, mitten in einem Artikel über Meissener Porzellan, gelang es ihr nicht mehr, einen Faden zu spinnen, eine Geschichte zu erzählen und Klang in die Sätze zu bringen. Sie schrieb zwei Seiten und löschte sie, schrieb alles neu und löschte auch das. Dann schrieb sie nur noch Anfänge, die sie ebenfalls löschte. Nichts genügte mehr.

Lydia hatte gesagt, sie vermute bei Bernadette ein seltenes Syndrom, von dem sie irgendwo gehört oder gelesen hatte und das nach Penelope, der Frau von Odysseus, benannt war. Als die nämlich jahrelang nicht wusste, wo ihr Gatte steckte, wurde sie gedrängt, sich neu zu verheiraten, wonach ihr der Sinn aber keineswegs stand. Deswegen durfte sie mit dem Wandteppich, an dem sie arbeitete, nicht fertig werden, denn dann wäre es unweigerlich ans Heiraten gegangen. Der Sage nach dröselte Penelope also nachts alles wieder auf, was sie tagsüber gewebt hatte. Doch Bernadette hatte Lydia widersprochen, sie habe bestimmt kein Penelope-Syndrom und glaube auch nicht an eine Parallele, denn sie wolle den Porzellanartikel ja abschließen und sei gar nicht in Gefahr, neu verheiratet zu werden. Leider! Eher war ihre Stimme verloren gegangen, einfach so, weil andere Stimmen in ihr lauter geworden waren. Oder doch nicht *einfach so*, sondern als Folge von allzu vielen Nackenschlägen, die ihr das unbedarfte Loslegen ausgetrieben hatten.

Endlich kam wieder eine Verabredung im Café Glanz zustande. Diesmal war Lotta zu spät und hatte für den

Nieselregen des Frühherbstes eine neue gelbe Regenjacke an. Die zog sie nun umständlich aus, damit Bernadette sie bemerkte und etwas dazu sagte.

«Ist das schon die Erstausrüstung für den Hund?», fragte Bernadette.

«Er muss ja bei jedem Wetter raus.»

«Du hast einen gefunden?»

«Morgen hole ich ihn ab. Er heißt Peter.»

«Morgen schon? Und was ist mit Madrid?»

«Darüber möchte ich mit dir sprechen», fing Lotta an, und Bernadette sah sich schon als Peters Hundesitterin. Doch es kam anders, denn Lotta erzählte tatsächlich einmal von vorn: «Anna-Rosa und ich sind zum Tierheim gefahren.» Pause. Jetzt löste Lotta ihren Haarknoten, drehte ihn neu ein und fixierte ihn mit einem Bleistift wie immer. Dann ging es weiter in der Geschichte: «Anna-Rosa war von jedem Hund begeistert, ich von keinem, was daran lag, dass mich der Tierpfleger ablenkte, der uns die Hunde zeigte. Er hat mich die ganze Zeit angesehen. Und Witze gemacht. Und über meine gelacht, was selten genug passiert, denn meinen Humor versteht ja eigentlich niemand, außer dir natürlich. Als er mir Peter zeigte, hat er mich am Arm berührt. Deswegen will ich nun Peter, er ist nicht zu groß und nicht zu klein und nichts Besonderes, weckt aber gute Erinnerungen.»

«Und der Typ?»

«Heißt zufällig auch Peter.» Diesmal ließ sich Bernadette nicht auf das Fragespiel ein. Es drängte ohnehin aus Lotta heraus, sie brauchte nur abzuwarten.

«Wir sind jetzt zusammen.» Lotta strahlte.

Bernadette muss sehr bestürzt ausgesehen haben. Ihr war das bewusst, denn mit einem Mal gab es zwei gegen-

sätzliche Gefühlslagen in ihr: die der Freundin, die Lotta alles Gute wünschte, und die der Zurückgelassenen, die gerade ihre letzte Leidensgefährtin verlor.

Lotta kramte verlegen in ihrer Tasche, steckte fast den Kopf hinein und kam mit dem Telefon wieder heraus. Jetzt sollte sich Bernadette den Typen ansehen. Zuerst jedoch wurde ihr der Peter-Hund präsentiert, klein, breite Nase, schwarz oder dunkelbraun mit ungünstig verteilten hellen Flecken. Er sah aus, als würde er sich manchmal in menschliche Waden beißen. Und als ob er leicht nach Fäulnis röche, dachte Bernadette. Beim Peter-Menschen, der ihr nun vorgestellt wurde, überwog dagegen die Farbe Grau. Er war in der Bauchgegend etwas füllig, trug eine ausgewaschene und etwas ausgeleierte Jeans, ein einstmals schwarzes T-Shirt, Freundschaftsbändchen um das Handgelenk und die grauen Haare zum Zopf gebunden. Dazu ein ergrauter Dreitagebart. Gesicht rund, Züge gütig, alles in allem ein unattraktiver Mann, den man gern als Hausmeister hätte.

«Sieht nett aus», sagte Bernadette.

«Nett? Anna-Rosa findet ihn *sexy*, *cute* und *crazy*!»

«Nein, ich meine, er sieht freundlich aus. Liebenswürdig. Toller Mann, toller Hund.»

«Wollen wir anstoßen?» Lotta suchte den Blick der Bedienung.

Doch Bernadette fühlte sich alleingelassen. Schlechter Schampus könnte jetzt schnell dazu führen, dass sie in Tränen ausbrach. Wie beneidete sie Autofahrer um den Satz «Ich muss noch fahren». Und obwohl Lotta wusste, dass Bernadette gar keinen Führerschein hatte, sprach sie ihn in der Hoffnung aus, von der Freundin verstanden zu werden.

«Dann eben nicht», sagte Lotta, «aber du musst mir

einen Gefallen tun.» Dabei hatte Bernadette gedacht, dass der Hundesitter schon mit an Bord war und sie nicht mehr gebraucht wurde.

«Für mich ist es gerade ein schlechter Zeitpunkt, um für einen Monat ins Ausland zu gehen», sagte Lotta stattdessen.

«Vielleicht lässt sich die Reise verkürzen?», schlug Bernadette vor. «Die Recherche in der Teppichmanufaktur wird doch nicht so lange brauchen.»

Aber Lotta wollte auf etwas anderes hinaus: «Das würde nichts helfen, der Hund muss sich an mich gewöhnen.»

«Und was kann ich da tun?»

«Würdest du die Reise übernehmen?»

Diesmal war es nicht nur ein Fenster, das sich öffnete, sondern eine Tür, durch die Bernadette ins Freie treten konnte. Das wäre es: Einfach für einen Monat woandershin!

«Wenn es für den doppelten Peter unbedingt sein muss», sagte sie, «natürlich. Aber ich bin nicht sicher, ob sich die Schlüsenbuchter überzeugen lässt.»

«Du brauchst ja nur zu recherchieren», sagte Lotta. «Ich kann den Artikel ja trotzdem schreiben.»

«Pack nicht so viel ein!», bellte Ewa ins Telefon. Dabei packte Bernadette gar nicht, sondern telefonierte nur: mit der Schlüsenbuchter und ihrer Assistentin, mit Louis, dem Eigentümer der einzig bezahlbaren Unterkunft in ganz Madrid, der seine Wohnung für die Zeit einer langen Reise untervermietete (und warnte: die Nachbarn wären dagegen), mit der Hotline der Fluggesellschaft und der Auslandsrankenversicherung. Aufgeschreckt von Lotta, die von ihrem Tausch erzählt hatte, war es Ewa wichtig,

alles noch einmal von Bernadette selbst zu hören, die nun für den Rest des Gesprächs eine Madrid-Expertin in der Leitung hatte, die noch nie in Madrid gewesen war.

«In Madrid *kauft* man sich Sachen. Man nimmt sie nicht mit», erklärte Ewa. «Also Luft im Koffer lassen!»

«Mein Gott, ich kann mir keine neue Garderobe anschaffen. Ein Monat Madrid klingt zwar wie ein Lottogewinn, aber mein Konto ist so leer wie immer. Doch wenn es dich beruhigt, nehme ich nur das Schönste mit, was ich habe, um nicht aus dem Rahmen zu fallen.»

«Dein rotes Abendkleid!», verlangte Ewa, und Bernadette seufzte, weil der Platz in ihrem Koffer für vier Wochen reichen musste, und was sollte sie in einer Teppichmanufaktur mit einem Abendkleid? Vermutlich wurde dort mehr gearbeitet als gefeiert.

«Ich packe meine Kofferkleider ein, die müssen nicht gebügelt werden.»

«Das hätte ich nie erfahren dürfen», rief Ewa und flüsterte jemandem in ihrer Nähe zu: «Kofferkleider will sie mitnehmen!» Bernadette hörte im Hintergrund Anna-Rosas «O my God!».

«Ich gieß deine Blumen», rief Anna-Rosa noch hinterher.

«Danke, aber ich muss Schluss machen. Melde mich aus Madrid.»

«Gute Reise!», riefen die beiden. Bei Ewa klang es, als hätte sie lieber selbst gepackt, damit Bernadette keinen Unsinn machte.

Therese würde im Oktober zur Probe bei ihrem Vater wohnen und Pepino versorgen. Sie hatte zwei Wochen Ferien, die sie teils zu Hause, teils mit Leo in einem Zeltcamp verbringen wollte. Trotz dieser Pläne ärgerte sie sich, nicht

mit nach Madrid zu fahren, unfair sei das, und Bernadette denke nur an sich. Therese hoffte (und sprach es auch aus), dass es ihrer Mutter dort nicht gefallen würde; die ihrerseits hoffte, dass es der Tochter bei Patrick und Heidi nicht gefiel (aber das behielt sie für sich).

Heidi war stolz darauf, für Bernadettes Reise den Begriff *Eskapismus* gefunden zu haben. Bernadette hielt Eskapismus für ein dummes Wort, so dumm wie Heidi selbst. Es mochte auf so manche Raumfahrtunternehmung zutreffen, auf den Versuch, den Mond zu besiedeln, während man die Erde ruinierte, aber doch nicht auf jeglichen wünschenswerten Abstand von einem Leben, das einem derartig viel schuldig blieb wie das ihre. Sie selbst nannte ihre Reise lieber *woanders aufwachen*, denn das war ihr Wunsch: Sie hoffte, die Augen aufzuklappen und in einem ganz anderen Leben zu sein, zumindest für die Dauer einer Auszeit, die sie auf neue Gedanken bringen würde. Sie musste herausfinden, wie sie ihr Leben ändern konnte.

Zum Glück hatte sich die Schlüsenbuchter überzeugen lassen, dass sich Bernadette als Lottas Ersatz eignete, wenn auch mit schlechteren Reisekonditionen. Bernadette sollte ihren Jahresurlaub nehmen, weil sie nur den Auftrag hatte, für ein paar Tage in der Teppichmanufaktur zu recherchieren und sonst nichts. Und dennoch war sie froh, dass endlich etwas geschah, was nicht nur eine Verschlimmerung ihrer Lage war und was es ihr ermöglichte, nicht untätig zusehen zu müssen, wie ihr die Felle wegschwammen.

Lydia hatte eine Wunderheilung durchlaufen und nutzte die neue Frische, um Bernadette zum Flughafen zu bringen. Lotta hatte keine Zeit gefunden, aber Therese war mitgekommen, denn sie ließ ungern eine Möglichkeit aus, nach Berlin zu gelangen. Zunächst standen sie aber im Stau, was Bernadette nervös machte und Therese veranlasste, ihr kaugummikauend mitzuteilen, sie solle mal locker bleiben. Als sie dann doch noch rechtzeitig im Gedränge des Terminals eintrafen, fiel der eine Stress von Bernadette ab – und der nächste kam. Seit der Pandemie litt sie nämlich an einem seltsamen Phänomen, für das sie den Fachterminus nicht kannte, falls es ihn gab. Sie selbst nannte die Sache Näheangst. Die ähnelte Lydias Höhenangst: Während diese fürchtete, in großer Höhe die Kontrolle zu verlieren und – einem inneren Zwang folgend – in die Tiefe zu springen, fürchtete Bernadette, gegenüber fremden Menschen die Kontrolle zu verlieren und sie fest in die Arme zu schließen. Es war eine Art Sog, dem sie kaum widerstehen konnte. Sie beide, das bestätigte Lydia, gerieten in ein Kraftfeld, gegen das sie sich wehren mussten, um nichts Absurdes zu tun.

Deswegen also, um nichts Absurdes zu tun, stand Bernadette nun verspannt in der Schlange zum Check-in, während ihr die anderen Reisenden gefährlich nahe kamen und

nichts von ihrer Selbstdisziplin ahnten. Nach vorn hielt sie Abstand, von hinten aber drängelte es, und jemand forderte schon aufzurücken, was sie jedoch versäumten, weil Therese soeben ihre Mutter zur Wiedergutmachung oder zum Trost umarmte. Und das, obwohl sie fand, dass ihr die Reise gar nicht zustand. Aber irgendetwas an der bevorstehenden Trennung hatte sie wohl doch erweicht, dachte Bernadette gerührt.

«Jetzt ist der Platz in deinen Armen schon besetzt», sagte Therese, und Bernadette entspannte sich tatsächlich. Lydia hielt gerade die Mutter-Tochter-Szene fotografisch fest, um mit den Freundinnen den seltenen Moment der Harmonie zu teilen, als dem Typen hinter ihnen der Geduldsfaden riss.

«Dann lassen Sie mich doch einfach vorbei», sagte er mit einer tonlosen Stimme, die es schwer hatte, im allgemeinen Lärmpegel durchzudringen. Bernadette trat sogleich zur Seite.

«Was soll das denn?», sagte Lydia. «Warum lässt du den vor?»

«Ich brauche nach hinten ein bisschen Luft.»

Der Typ war, wie Bernadette jetzt sah, einer von den ganz Lässigen. Zerknittertes graues Baumwollhemd, Jeans, Sneaker, höchstens mittelgroß und eher schwächling, farbloses unfrisiertes Haar, und wenn er ihnen keinen so freien Blick auf die lichte Stelle an seinem Hinterkopf hätte gewähren wollen, wäre er besser an seinem Platz geblieben. Seine große schwarze Tasche sah aus, als enthielte sie ein Waffenarsenal.

«Immerhin hat er meine Näheangst erstmal geheilt», sagte Bernadette. «Es gab nicht den geringsten Sog in seine Richtung.»

«Der ist ja auch gruselig», sagte Therese, noch immer kauend.

«Na ja, *geheilt*», sagte Lydia, die sich mit diesem Themenkomplex besser auskannte. «Die Symptome sind lediglich vorübergehend unterdrückt. Aber du wirst sehen: Wenn du aus Madrid zurückkommst, ist die Näheangst weg. Oder du hast in der Zwischenzeit die halbe Welt umarmt und findest es nicht mehr so schlimm.»

Sie nahmen Abschied. In die Schlange an der Sicherheitsschleuse würde sich Bernadette allein einreihen müssen. Lydia wollte in Berlin bleiben, um an einem Seminar teilzunehmen, das ihr neue Einblicke in die Zusammenhänge von Körper, Geist und Seele zu vermitteln versprach, Therese dagegen hielt ihre Pläne geheim. Bernadette hatte für sich beschlossen, dass es sich bestimmt um einen ihrer Großeinkäufe in Secondhand-Shops oder etwas anderes Harmloses handelte, denn nachdem sie die Angst, den Flug zu verpassen, und die Angst, fremde Leute zu umarmen, in den Griff bekommen hatte, wollte sie von ihrer Angst Nummer drei (*mein Kind!*) nicht auch noch befallen werden. Sie wollte sich auf ihr Abenteuer freuen, denn sie reiste zum ersten Mal nach Madrid, allein und für einen langen Herbstmonat.



Tom war die Reise unwillkommen. Immer wenn er sich seiner Flugangst stellen sollte, dachte er an seine Großmutter, die in einer Boeing über dem Pazifik abgestürzt war. Diesmal würde es ihn treffen, seine Maschine würde irgendwo in den Bergen zerschellen, nur dass er nicht einmal, wie die Großmutter, in seinem Element sterben würde. Sie war eine

der ersten Reisereporterinnen gewesen, weil sie das Reisen über alles liebte. Er dagegen wollte zu Hause bleiben. Als Kind schon war er ständig herumgeschleift worden, denn mindestens einmal im Jahr ging es nach Valencia, wo seine Mutter herkam, sowie nach New York, wo der väterliche Teil der Familie gepflegt werden musste; außerdem fuhr er gegen seinen erklärten Willen jährlich mit nach Wien und München, wohin es die abgestürzte Großmutter zu Lebzeiten gezogen hatte, weil ihr das eingemauerte Berlin zu eng gewesen war. Und, nicht zu vergessen, sie alle sollten in die Schweizer Berge, das großmütterliche Begehren wollte es so, immer zu Ostern, egal wie matschig die Schneeschmelze war. Aber gereist werden musste!

Tom hatte sich sein erwachsenes Leben stationär vorgestellt. Am liebsten mit einem Haus auf einem Flecken Erde, auf dem er seine eigenen Kartoffeln anbauen konnte. Er hatte sich vorgenommen, das Hin und Her, das Gereise, Gefahre und Gefliege, das Reisenmüssen wie auch das Reisenwollen, von dem seine Familie befallen war, zu unterlassen. Er wollte ausharren, wo er sich gerade befand – und das war das erste große Vorhaben seines Lebens, an dem er grandios gescheitert war. Er, der nicht reisen wollte, näherte sich schon wieder einem Flughafen, dem üblen BER auch noch, von dem alle Welt wusste, dass man ihn besser gar nicht erst gebaut hätte. Doch bis die europäische Verkehrspolitik komfortable Nachtzugverbindungen zwischen den Hauptstädten des Kontinents geschaffen hätte, musste er solche Unorte betreten, und dieser hier hatte sogar schon vor seiner Fertigstellung für Negativschlagzeilen gesorgt. Toms einziger Freund in dieser Lage war das Lorazepam in seiner Hemdtasche, das ihn gleich zusammen mit einem Bier aus dem Rennen nehmen würde.

Am Terminal stauten sich die Menschen, die nicht in Ruhe zu Hause bleiben konnten, Leute mit Bewegungsdrang und manche mit guter Laune, weil sie in den Urlaub fuhren und das Ungemach verleugneten, das ihnen unterwegs drohte. Die meisten von ihnen wollten ihr Gepäck am selben Schalter aufgeben wie Tom, seine Schlange war die längste, und schon war er in das Schneckenmuster der Wartenden eingereiht: hinter ihm ein Paar, das seine Flitterwochen in Madrid verbringen wollte (warum Madrid? Berlin war doch völlig in Ordnung), vor ihm ein kaugummiblasenwerfendes Mädchen mit leerem Blick, dem die Pubertät offenkundig schwer zu schaffen machte. Es hatte gleich zwei Betreuerinnen bei sich, eine mütterliche und eine tantige. Die Tante sah aus, als würde sie fremde Menschen zuerst nach ihrem Sternzeichen fragen, der Mütterlichen lugte ein Exemplar des *Paradieses* aus der Tasche ihrer knielangen Strickjacke, mithin ein Exemplar jenes Printprodukts, für das Tom in Madrid Fotos machen sollte. Womöglich war die Mütterliche also ebenjene Charlotte Wiesbacher, mit der die Kommunikation so nervig gewesen war, dass er beinahe abgesprungen wäre, doch wer freiberuflich fotografierte und sich in Madrid scheiden lassen musste, konnte schlecht absagen, wenn sich vor Ort ein Auftrag ergab.

Er fühlte sich immer unbehaglicher. Diese Warteschlange gab ihm einen Vorgeschmack auf die Enge des Verkehrsmittels. Zeit für sein Lorazepam, Zeit, alles zu tun, um seinen Aufenthaltsort im Himmel – nein, nicht einfach im Himmel, sondern in einer fliegenden Maschine (für menschliche Fehler anfällig) – aus dem Bewusstsein zu tilgen, indem dieses Bewusstsein in die Pause ging. Am liebsten hätte er eine Vollnarkose, dachte er.

Vor ihm stockte es. Die Dreifaltigkeit blockierte den Weg in der Schlangenschnecke, denn jetzt musste geschmust und fotografiert werden, als wollte irgendjemand solche Fotos haben, auf denen alle schlecht aussahen, was bei dieser Beleuchtung unvermeidlich war. Jetzt knipste die Tante auch noch von unten, wie um das Mädchen noch einmal extra rundlich abzubilden. Doch mit der mutmaßlichen Charlotte Wiesbacher ging eine Veränderung vor sich, denn in dem Moment, in dem sie in die Kamera lächelte, offenbarte sie eine kleine Lücke zwischen den Schneidezähnen, so eine, wie Tom sie wahnsinnig attraktiv fand. Wer eine so schöne Lücke zwischen den Schneidezähnen hatte, musste großzügig und witzig sein, und Tom registrierte verwirrt, dass er sich einen Moment lang wünschte, dieses warme Lächeln gelte ihm. Doch nein, Charlotte Wiesbacher war ihm bekannt, Witz und Wärme trafen auf sie nicht zu. Diese Frau mochte ein berührendes Lächeln haben, aber sie hatte auch gnadenlos versucht, sein Honorar herunterzuhandeln, hatte angerufen, statt E-Mails zu schreiben, als müsse er jederzeit alles stehen und liegen lassen, weil die Auftraggeberin rief, und dann hatte sie ihm lauter Zeug erzählt, das ihn nichts anging, von einem Hund, der Peter hieß, von einer Tochter, die offenbar eine furchtbare Streberin war, von einer Kollegin, mit der sie in Konkurrenz stand. Die glückliche Lücke zwischen ihren Zähnen hatte ihn irrtümlich für sie eingenommen, es war ein verkehrter Impuls, der wahrscheinlich nur auf sein Präflugsyndrom zurückzuführen war.

«Dann lassen Sie mich doch einfach vorbei», sagte er so neutral wie möglich. Sie trat sofort zur Seite.

Als er sich an ihr vorbeisob, hörte er die Tante sagen: «Was soll das denn? Warum lässt du den vor?»

«Ich brauche nach hinten ein bisschen Luft», antwortete eine Stimme, die anders klang als die am Telefon, silbern und etwas unsicher, und wieder war es Tom, als würde sich in diesem Gewühl eine andere Zone öffnen, eine ungleich menschlichere als dieser Flughafen, der mit viel Aufwand auf ein Feld geklotzt worden war, auf dem man zuvor wunderbare Kartoffeln angebaut hatte. Doch es war nur ein Moment, der schnell verflog, weil die Schneckenschlange weiterkroch, weil vor ihm nun andere nervige Leute standen, weil er sich sorgte, ob er den richtigen Zeitpunkt für das Lorazepam fand. Endlich war er an der Reihe, seinen Koffer abzugeben, und wie immer wollte die Dame vom Bodenpersonal auch die Fotoausstattung einbehalten, die er niemals aus der Hand gab. Auf dem Weg zur Sicherheitskontrolle umklammerte er weiterhin die Tasche, als müsste er sie noch immer verteidigen, und erst als er sein Medikament eingenommen hatte, wurde er etwas zuversichtlicher, das alles hier lebend und vollständig zu überstehen.

Schon wieder eine Schlange, diesmal ohne die Dreifaltigkeit. Was hatte die mit der Glückslücke mit dem *Paradies* zu tun?, fragte sich Tom, als er sich einfädelte. War Charlotte Wiesbacher privat ganz anders? Die Redakteurin musste dieser Tage ebenfalls nach Madrid gelangen, auch sie wurde in der Teppichmanufaktur erwartet. Allerdings hatte das Mädchen in der Pubertät nicht wie die geschilderte Streberin gewirkt, eher wie eine Schulversagerin. Sie war nur zwei, höchstens drei Jahre älter als sein eigener Sohn Mateo gewesen. Bald würde auch er eintreten in diese Schreckenszeit, und Tom würde zu weit weg sein, um ihn vor dem Schlimmsten zu bewahren. Er wollte, dass der Junge zurück nach Berlin kam, in sein altes Zuhause, zu ihm, seinem Vater, und wenn seine Mutter unbedingt in